



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

Princeton University Library



32101 072906280

BERNHARD SUPHAN

FRITZ REUTER UND KLAUS GROTH
IM GOETHE- UND SCHILLER-ARCHIV

3481.5.942

GIFT

OF

Carl Schurz Memorial Foundation, Inc.

in co-operation with

THE HENRY JANSSEN FOUNDATION



PHILADELPHIA, PA.

U. S. A.

LIBRARY

OF

PRINCETON UNIVERSITY

**Fritz Reuter und Klaus Groth
im Goethe- und Schiller-Archiv**

Briefe an einen Weimarer Freund
mit einem Nachwort über Literatur-Archive

von

Bernhard Suphan.



Weimar
Druck der Hof-Buchdruckerei
1906.

Erico Preside

Amico mio

Amico, in Junia die XVII (quem diem proavi. la bella Alliance
natare) a. MCXVII - anno primo presidii, quod die florent,
irani) -

Pernandus

Fritz Reuter und Klaus Groth im Goethe- und Schiller-Archiv

Briefe an einen Weimarer Freund
mit einem Nachwort über Literatur-Archive

von

Bernhard Suphan.



Weimar

Druck der Hof-Buchdruckerei

1906.

**Sonderabdruck aus der Weimarschen Zeitung
vom 17., 20., 31. Mai und 2., 3., 7. Juni 1906,
in 150 Exemplaren hergestellt.**

Dem Verwaltungsrate
der Deutschen Schiller-Stiftung

zugeeignet.

3481
55
942

786793

Inhalt.

	Seite
Fritz Reuter im Goethe- und Schiller-Archiv. Zwei Briefe	7—15
Klaus Groth im Goethe- und Schiller-Archiv. Zwei Briefe	16—25
Nachwort: Von Literatur-Archiven	26—30



I.

„Auch bei Ihnen also eine Sezeßion in Sicht?“ so fragen Sie, mein werter Freund, und machen sich Sorgen wegen der Reuter-Post aus Eisenach, die Ihnen Ihr Tagesblatt zuge- tragen hat. „Ist es wirklich an dem, daß die Handschriften Fritz Reuters ihren Sitz im Goethe- und Schiller-Archiv auf- geben sollen?“ Das Abendgewitter, in dem die drei Wetter- gewaltigen sich ankündigen, wehrt es Ihnen, den Weg zur Altenburg anzutreten, und so muß ich für heute verzichten auf die gewohnte Unterhaltung, unser „Aleegespräch“, bei dem die alten Herren, die Bäume, die uns kennen und passieren lassen, ein Wort mitzureden haben. Verdrießliches kann uns nicht anwehen in ihrem Revier; sie wissen nichts davon und mögen es nicht hören.

Freilich, freilich, es wäre recht verdrießlich, wenn unser Mecklenburger Freund eines Tages die Stelle verliese, an der sein Nachlaß, dank einer von der Deutschen Schiller-Stiftung Anno 1894 getroffenen Bestimmung, als ein in ihrem Besitz verbleibendes Depositum sich befindet. Er befindet sich ganz wohl da, und warum wollen Sie glauben, daß ohne zwingen- den Grund ein Umzug erfolgen sollte? Die Schiller-Stiftung hat zu dem Archive niemals andere als freundschaftliche Be- ziehungen gehabt. Bei der Weihe des neuen Hauses, in welches mit so viel anderen Schätzen auch jener anvertraute übergeführt war, ist das in monumentaler Weise zum Ausdruck gekommen, und „die Gefinnung, die beständige“, macht ja nicht bloß den

Menschen, sondern vor allem Gesellschaften und Vereine „dauerhaft“. In diesen Tagen jährt sich die Schiller-Gedächtnisfeier der Schiller-Stiftung; wir haben eben das große Seffnersche Medaillon, das der Schiller-Verband deutscher Frauen dem Archiv zum Angebenken dieser Feier verehrt hat, an würdiger Stelle angebracht. Erinnerungen, licht und schön wie diese, sind die besten Begleiterinnen. Ich nehme sie mit auf dem Gedankengange, zu dem Ihr Billett mir die Anregung gibt. Denn ist auch Ihre freundschaftliche Besorgnis ohne Grund, es lohnt sich immer, solche Gedanken ins Freie zu tragen.

Also . . . Fritz Reuter, Goethe und Schiller!

Die Räume des Archivs, das erst Goethes große Hinterlassenschaft, alsbald auch Schillers Nachlaß (zum weitaus größten Teil) aufnahm, hat nach und nach eine ansehnliche Gesellschaft Jüngerer erfüllt. Immermann, Hebbel und Otto Ludwig — Friedrich Rückert, Eduard Mörike — Gustav Freytag — Freiligrath und Simrock — Scheffel — Ludwig Bechstein. Fast alle durch Stiftung, Schenkung, Vermächtnis. Die meisten Genannten in voller Gestalt, mit dem Gesamtbestande ihres Nachlasses, oder doch mit dem Haupttheile. Raum einer aber unter den Namhaften aus der „Weimariſchen Periode“ und seit ihrem Ablauf, der nicht mit irgend einem beträchtlichen Stücke oder mehreren vertreten wäre. Sammlungen müssen sich durch ein stetiges Wachstum lebendig erweisen, hat uns Goethe gelehrt, und nur durch die Tendenz zur Vollständigkeit tun sie ihre Berechtigung dar. Dies Ziel hat auch die Begründerin des Archivs, die Zielbewußte, sicher und klar vor Augen gehabt. Und schon Goethe hatte es aufgestellt. Denn von ihm stammt das Wort: „Weimar, der eigentliche Stapelort deutscher Dichtkunst.“ Dies wollen wir uns gesagt sein lassen.

Nun wissen Sie, verehrter Freund, daß ich nur den Wunsch hegen kann: auch der Schatz, den Fritz Reuters Schriften darstellen, solle in Weimar aufgestapelt bleiben, der wissenschaftlichen Erforschung (nicht einem einzelnen Forscher oder wenigen) zugänglich, der Gemeinde der Liebhaber und Verehrer in Schau- stücken sichtbar. Er gehört zu den Poeten, den Bildnern, den

Auswirkern deutschen Geistes, für welche insgesamt das Goethe- und Schiller-Archiv Raum hat und bestimmt ist. Weshalb sollte er auswandern?

Die Mundart, heißt es, trennt ihn von den Klassikern des Hochdeutschen, den Meistern der Schriftsprache. Das hört sich an, als wäre es etwas, und die Zeitrichtung ist ja dem Trennen und Sondern günstig. Die Deutschen haben es nun so lange mit dem Sammeln und Vereinen gehalten, so scheint es; nun soll auch das „Dezentralisieren“ wieder an die Reihe kommen. Warum nicht, wo es angebracht ist? Aber was uns so lange Zeit in der Trennung zusammengehalten hat, das geistige Band unserer Literatur und Sprache, vielleicht sollte dies vor partikularistischen Versuchen am meisten bewahrt bleiben. Denn auf das Allgemeine kommt es dabei erst recht an.

Die Großen von Weimar haben für das Volkstümliche, auch wo es in seiner ausgeprägtesten Gestalt erscheint, für die Dialektbildung mehr Verständnis gehabt und zum Mundartlichen mehr innerliche Beziehung gehegt, als man ihnen insgemein zutraut. Der Dichter des Götz, der Übersetzer des Reineke hat für die Lieblichkeiten und Derbheiten der landschaftlichen Sprache ein aufmerksames Ohr. Wie gern hört man ihm zu, wenn er sich hierüber ergeht. „Zu einem liebevollen Studium der Sprache scheint der Niederdeutsche den eigentlichsten Anlaß zu finden. Von allem, was undeutsch ist, abgesondert, hört er nur um sich her ein sanftes behagliches Urdeutsch, und seine Nachbarn reden ähnliche Sprachen. Ja wenn er an's Meer tritt, wenn Schiffer des Auslandes ankommen, tönen ihm die Grundsyllben seiner Mundart entgegen, und so empfängt er manches Eigene, das er selbst schon aufgegeben, von fremden Lippen zurück, und gewöhnt sich deshalb mehr als der Oberdeutsche, der an Völkerstämme ganz verschiedenen Ursprungs angränzt, im Leben selbst auf die Abstammung der Worte zu merken.“ Es ist Reuters Landsmann, der Dichter der „Luise“, den der Dichter mit dieser so anmutigen wie treffenden Betrachtung willkommen heißt. Auch Reuters Vorfahren dürfte

man ihn bescheidener Weise nennen. Denn Johann Heinrich Voss, der Odyssee-Übersetzer, hat auch schon den Versuch gemacht, den heimatischen Dialekt zu verwenden und ein paar Idyllen, ein paar Proben ländlicher Lyrik in solchem Gewande unter seine Gedichte aufgenommen —

Wat is 't doch vör en quadlig Ding,
In Wall und Muhr to läwen!
Drum hew ik mi ok fix un flint
Wol up dat Land begäwen —

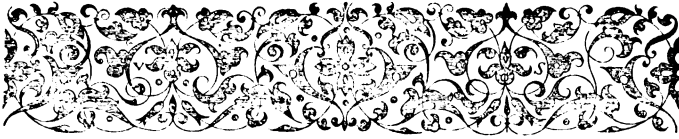
Anfänge und Anklänge, die wir gern in Ehren halten.

Der Dialektichtung bringt Goethe unverhohlene Gunst entgegen, und jedem, der seinen Stammesgenossen poetische Gaben bescheren will, die zunächst nur ihnen munden sollen, und dem es damit hübsch gelungen ist, reicht er die Hand, so dem Verfasser der Allemannischen Gedichte Joh. Peter Hebel, dem Dichter des Lustspiels in Straßburger Mundart „Der Pfingstmontag“ Joh. Georg Arnold; ja auch dem hiebrn Handwerksmeister Johann Konrad Gröbel spendet er für seine „Gedichte in Nürnberger Mundart“ ein reichliches Lob. „In Oberdeutschland, wo man mit dieser oder ähnlicher Mundart bekannt ist, wird man ihn mit Vergnügen lesen, aber auch in Sachsen und Niederdeutschland wird er jedem Freunde deutscher Art und Kunst willkommen sein.“ Und wenn ihm auch eben dieser Dialekt wegen seiner Breite nicht angenehm ist, er findet ihn doch dem Genre, der „Dichtart“ günstig. Der Dialekt an sich ist ihm von Wert, und selbst das weniger gelungene Gedicht gilt ihm etwas als ein lebendiges „Idiotikon“. —

Es ist spät geworden. Die Lampe macht einen wider Willen zum Gelehrten. Künstliche Beleuchtung und ein natürliches Anschauen der Dinge vertragen sich schlecht. Ich will beim Tageslichte fortfahren.

Ihr

B. S.



II.

Vom deutschen Dichterwalde sprach man früher so gern und so oft, daß manch einer heutzutage das Gleichnis zu den verbrauchten zählt. Aber zu unrecht. Jedes Gleichnis ist frisch und jung, das man sich immer wieder lebendig, oder wie die Leute in Schwaben sagen, lebig machen kann. Mir ist es eben jetzt ganz lebig geworden auf der Morgenstreuse durchs Weibicht. Abseits von unserer Allee bin ich in einen der buschigen Pfade eingebogen und habe der „schönen Buche“ gegenüber Stand gefaßt, mir von der Frühsonne, die durch das Gezweig spielte, das „grün des Lebens goldner Baum“ recht eigentlich erklären lassen und dem Wettgesange der Finken gelauscht. „Wie der Vogel singt, der in den Zweigen wohnt“, so, im eigenen und zum eigenen Behagen, der wahre Dichter. Das Weibicht, ja, das ist ein ächter Dichterhain. Oben webt sich das Laub der Kronen zusammen und unten das Gebüsch zu einer lauschigen Heimlichkeit, die zum Träumen und Dichten einladet. In den Wipfeln aber „webt“ — d. i. bewegt sich schwebend hin und her — die Mailuft. Und wie der Niederwald mit den Wipfelriesen, zu deren Füßen er lustig aufwächst, eben also bildet die Dichtung der Volkssprache ein lebendiges Ganzes mit den Schöpfungen der Meister, die gen Himmel wachsen. So glaube ich — —

Und eben wird mir Ihr Morgengruß hereingereicht, der mir das willkommenste Placet ist, für das ich herzlich Dank

sagen muß. Wie liebenswürdig, daß Sie selbst mich an meinen Johann Gottfried erinnern, an Herder, der sich so warm für Idiotismen der Sprache und Dichtung, für den Provinzialismus des Ausdrucks in seinem Jugendwerke schon eingelegt habe. Nun so lassen Sie mich Ihr gefälliges Erinnern gleich vergessen mit ein paar redenden Zeugnissen, wie Herder sich in seiner Frühzeit praktisch zum Mundartlichen gestellt hat. In seinen „Volksliedern“ steht das schalkhafte Schweizerliedchen von „Dufle und Babel“ (es ist, wie so vieles aus Herders Schätzen, in „Des Knaben Wunderhorn“ übergegangen):

Es hätt' e Buur e Töchterli,
Mit Name hieß es Babeli

Anfangs freilich hat Herder vor dem Nasenrumpfen der Herren Magister seiner Zeit Angst gehabt und die Mundart schier unterdrücken wollen. „Mir tut's wehe“, klagt er, „dies Liedchen der Liebe, auch in seiner Melodie lustig-steigend und einfältig wie ein Lerchen-Lenzgesang, aus seiner süßen leichten Haltung von Dialekt herausreißen und hochdeutsch elend verstümmeln zu müssen.“ Aber er faßt sich ein Herz, und dann hat er tapfer noch ein Stück und noch eins im Dialekt, besonders plattdeutsche Lieder zugegeben, die Sie mit Vergnügen in der ältesten (erst vor zwanzig Jahren bekannt gewordenen) Sammlung lesen werden; da steht auch das liebliche „Aunnen von Tharau“ so echt und frisch, wie Herder es aus seiner Heimat mitgebracht hat:

Anke von Tharaw öß, de my geföllt,
Se öß miñ Lewen, miñ Goet on miñ Gölt.

Anke von Tharaw heft wedder eer Hart
Op my geröchtet ön Böw' on ön Schmart

und zu guter Letzt auch das Bergmannslied:

Wir wollen ein Siedel heben an,
Was sich hat angespunnen (-spungen)
Wie's im Pleißnerland gar schlecht war b'stallt
Als 'n jungen Fürst'n g'schah Gewalt
Durch Runzen von Rauffungen — —

Herbers Gattin Caroline war eine „artliche“ Elsäfferin, und wie sie ihm den Strauß der Volkslieder zu binden behilflich gewesen, so leistet sie verständig Beihilfe, als er gegen Ende seines Lebens eine Märchensammlung plant; da erbittet sie von einer Freundin in der Schweiz Beiträge, Märchen und Sagen aus dem Haslital, so viele sie alten Mütterchen ablauschen könne, und auch da würde zweifellos das Mundartliche eine notwendige Mitgift gewesen sein.

Die treuherzige Sprache in Eschudis Chronik hat es auch dem Dichter des Tell angetan und den Reden seiner Schweizer die landschaftliche Färbung gegeben. Wie hätte sie auch den Sohn des Schwabenlandes nicht anheimeln sollen, mochte ihm hie und da auch ein Wort nicht in seinem vollen, rechten Sinne aufgehen. Schiller selbst hat bekanntlich stark geschwäbelt, für manchen „Sachsen“ einfach zum Hinauslaufen. Über Dialekt in der Literatur sich auszusprechen lag ihm nicht am Wege; doch hat er, „der hohe Mann“, die Dichtkunst eine fromme Schäserin genannt, und schwerlich hätte er, wo sie mit unschuldiger Gebärde und Kindeslauten ihm nahte, sich von ihr abgewandt. Noch eins aber — Sie werden mich, denn ich finde keinen anderen Ausdruck, nicht mißverstehen — es gibt einen feelischen Akzent und Dialekt, etwas der Mundart innerlich Verwandtes; diesen erkennen und spüren die Schwaben in Schillers Sprache, besonders in den Jugendwerken, auch wo sie ganz hochdeutsch lautet, und nehmen daraufhin ihn, unbeschadet dessen, daß er der Allgemeinheit gehört, mit löblich landsmännischem Eifer für sich in Anspruch.

Auch Goethes Aussprache hat, wie männiglich bekannt, einen wurzelhaften Bestandteil des heimatischen Idioms behalten, zu dem sich naturgemäß nachgerade ein Weisatz Thüringischer Herkunft einfand. Wir lernen diese seine Aussprache seit Jahren aus seinen Diktaten — sofern das Diktieren zu allerlei Verhörungen der Schreibenden führte — mehr und mehr kennen. Mir hat einmal Eduard Simson, ehrwürdigen Andenkens, der als Jüngling in Goethes Haus gewesen war, aus jener Zeit ein Geschichtchen erzählt, das er

von einem Gleichbevorzugten erfahren hatte: als König Ludwig von Bayern dem Dichter jenen Besuch machte, den dieser beglückt zum Hochgewinn seines Alters zählte, habe der Alte in seiner Erregung den Wunsch des Monarchen, der jede andre Erfrischung verboten hätte, seinem Sohne eifrig mitgeteilt: „Augst, der König will ä Glasz Wasser hawwe!“ . . . Ein Menschenalter und darüber ist vergangen, bis der Gebildete glaubte, zur Bildung gehöre es, auch zwischen den eigenen vier Wänden wie ein Buch zu sprechen. Und doch, wer nur seine Ohren gebrauchen will, kann es merken, daß wir auch heute noch nicht so weit sind — Gottlob! noch ist ja Deutschland nicht die eine große Schulstube, die das Ideal vieler Gebildeten neueren Schlages zu sein scheint. Wer die Mundart oder gar ihre letzten Spuren und Nachklänge mit dem Feinbesen aus dem Familienzimmer, der Kinderstube fegt, treibt ein gutes Teil der Traulichkeit und Gemütlichkeit hinaus, die darin wohnen soll. „Da behüte uns vor“ — sagt Luther. Und unsre großen Dichter sagen es implicite alle auch.

Doch das gäbe Stoff für ein Gespräch, zu dem unsre gewohnte Allee nicht lang genug sein würde, wir müßten dann mindestens nach Belvedere und zurück. Und heute möchte ich denn nur sagen: wer den Fritz Reuter von Goethe, Herder und Schiller trennt, tut nichts Vernünftigeres, als wer den Verkehr gemüthlicher und gemüthvoller Menschen auf die Schriftsprache ausschließlich stimmen will. —

Es geht durch die deutsche Sprache — dies ist, wenn ich unsern Alten am Frauenplan recht verstanden habe, seine Meinung — ein Wechselstrom: vom Hochdeutschen zu den Dialekten, von den Dialekten zum Hochdeutschen. Die gebildete Gesellschaft (er sagt: die Sozietät) soll diesen Strom auf sich wirken lassen. Es sollen hochdeutsche Kunstbildungen, die sich dazu eignen — „haben doch die Italiener ihren Tasso in mehrere Dialekte übersetzt“ — ins Oberdeutsche wie ins Niederdeutsche übertragen, und andererseits gute mundartliche Dichtungen dem Hochdeutschen durch Übersetzen angenähert oder angeeignet werden, aber außerdem auch in ihren ursprünglichen Gestalt zur

Geltung kommen. Goethe erwartet das Beste hierfür von geschickten Vorlesern. Ich denke, Frig Reuter würde ganz zufrieden sein mit dem alten Herrn, und was das Goethe- und Schiller-Archiv betrifft, laut für Bleiben stimmen, wie er ja auch am Fuß der Wartburg geblieben ist und gern ausgehalten hat bis an sein Ende. Und das wird auch Ihnen recht sein.

Treulich

Ihr

B. Suphan.





III.

Kiel, 2. Oct. 1896.

Hochgehrter Herr Geheimrath!

Augenblicklich bin ich zu nichts zu gebrauchen, als daß ich vegetiere und mich erhole. Auch möchte ich, oder muß ich vorher mit meinem Sohne sprechen, eh ich Ihnen etwas Klares mittheilen könnte, ob mündlich ob schriftlich. Ich habe nämlich nun erst überlegt was ich eigentlich dem Archiv zu übergeben besitze und bemerke nun erst daß es nicht des Aufhebens werth ist. Sie sind durch Hebbel verwöhnt, der Tagebücher geführt, Briefe aufbewahrt, Entwürfe von Werth hinterlassen hat, und Niemand dem der Besiz werthvoll wäre. Von mir ist dergleichen kaum vorhanden. Briefe aus der Zeit meiner Entwicklung habe ich vernichten lassen, weil ich nicht wünsche, wie ich schon Müllenhoff sagte, daß man den Schwielen in meiner Hand nachforsche, die brauche Niemand genauer zu kennen. Alle Gedichte, die ich nicht in meine 4 Bände aufgenommen, habe ich verbrannt. Was dann nachbleibt muß mein Sohn nachsuchen und bestimmen, was er davon für sich behalten will.

Mein Sohn kommt auf einer Geschäftsreise (er ist Kaufmann) in guten 8 Tagen zu mir. Dann wird er Ihnen sogleich melden daß wir soweit einig sind und Bescheid wissen, um Sie um Unterredung zu bitten — hoffentlich nicht zu spät für Ihre amtlichen Geschäfte, denn Sie können sich vorstellen, daß ich gern von Ihnen allerlei Interessantes höre. — Das

Goethesche Verschen ist mir lebhaft in der Erinnerung: im Garten eines Freundes steht ein Ginkgo (ich bin etwas ziemlich Botaniker) dem ich nicht leicht vorbeiging, ohne an die absonderlichen Gedanken des alten Großen zu denken. Vielen Dank für Zusendung!

Und so nun adio in der Hoffnung, daß Gesundheit mir und Zeit Ihnen erlauben werden uns persönlich kennen zu lernen:

Ihr ganz ergebener

Klaus Groth.

* * *

Zur Beilage werden Sie, mein werter Freund, ohne einen Fingerzeig meinerseits zuerst gegriffen haben; denn einen Brief vom Dichter des Duidborn überfieht kein kundiger Mann. Ein Brief des Achtundsiebzigers ist es, dem man das hohe Alter wahrlich nicht anmerkt: in so kräftig-sichern Zügen läuft die Schrift über die vier Seiten. Ihnen gönne ich herzlich die Freude, die vor bald zehn Jahren mir beschert war, und doppelt jetzt, da Sie ein Gefangener des Zimmers, ja des Bettes sind, wie ich mit Betrübniß erfahre. Zur Genesung! also rufe ich Ihnen zu, zur Erquickung! Und das ist es, weshalb ich die Beigabe als Einschlag Ihnen zuerst vor Augen bringe; denn ich halte es mit unsern lieben abergläubischen Vorfahren, die gerne mit einem Gesundheitsworte anhoben. Haben doch, wie mir aus dem Unterricht eines trefflichen Lehrers im Gedächtnis geblieben, auch bei den Römern schon die Hauptleute bei der Musterung am liebsten zuerst einen Valerius (Kraft) oder Salvius (Wohlfahrt) ihrer Kompagnie, ihres Manipels aufgerufen, der dann mit Hier! antworten mußte. Wie dies Hier lateinisch gelautet hat — bei der nächsten, und hoffentlich nicht fernem, Uleewanderung werden Sie mir das, will's Gott, mit kräftiger Stimme vorstellen.

Duid heißt lebendig, lebig. Eine Duedentee-Kur hielten unsere Urgroßmütter für heilsam; dem ganzen Hause wurde sie

bei Frühlingsanfang verordnet. Quecksilber, das lebendige, bewegliche, ist ja auch bekannt. „Quickborn heißt lebendiger Quell“ — sagt der gelehrte germanistische Freund des Dichters, Karl Müllenhoff, in dem „Glossar“ wie in der „Nachricht an den Leser“, die er beigefeuert hat. Sollte nicht der Dichter des Faust dies Wort gekannt haben? Geahnt wenigstens hat er es und umschreibend angewandt:

Das Pergament, ist das der heil'ge Brunnen,
Woraus ein Trunk den Durst auf ewig stillt?
Erquickung hast du nicht gewonnen,
Wenn sie dir nicht aus eign'er Seele quillt.

Doch das wissen Sie besser; verzeihen Sie, daß ich auf einen Seitenweg gerate. Heißt es doch im Volke:

Eine gute Krümme
Geht nicht ümme.

Ich will mir nun aber lieber gleich mein Ziel festlegen. Die Vorbereitung auf die „Goethe-Pfingsten“, die Generalversammlung der Gesellschaft, drängt und engt mich ein, ich behalte die Stunde nicht übrig, sonst träte ich in Ihr Zimmer und erzählte Ihnen zum Zeitvertreib eine Geschichte: „Wie das Goethe- und Schiller-Archiv zu seiner niederdeutschen Abtheilung kam?“ nämlich zu dem Besitz oder der Obhutbefugnis von ganzen Nachlässen oder hervorragenden Stücken unserer niederdeutschen Dichter: der beiden sowohl, die „mundartig“ — so sagt Klaus Groth — gebichtet und geschrieben haben, wie der anderen, die mundartig gedacht und gefühlt haben: Klaus Groth und Fritz Reuter, Friedrich Hebbel und Theodor Storm. Eine interessante Geschichte: sie reicht von Paris bis Wien und Lemberg, und von Husum und Kiel nach Grabisca in Istrien. Ich wüßte zu berichten von den Bemühungen und Beiträgen freundwilliger, „gabeliger“ Männer und Frauen, von vornehm selbstloser Beteiligung: und im Mittelpunkte immer unsere hohe Frau, die Fürstin mit dem weiten Blicke, dem schweigenden Handeln, mit ihrer ernstesten Freude über die Mitwirkung — dies war ihr Wort, das durch sie für mich und Gleichgesinnte einen

persönlichen Klang und Wert erhalten hat: sie hat es gern definiert als Bestimmung zu ihrem Plane, für das deutsche Volk, für die Gebildeten der ganzen Welt Schätze deutschen Geistes und Gemüths in ihrer ersten, ursprünglichen Erscheinung und Ausstattung zu sammeln. Alles ist mir lebhaft in Erinnerung: von dem Keimen dieses Planes an, seit der Vereinigung der beiden Hauptschätze, der Großmächte deutschen Geistes (1889), wieder seit dem Tage der Archivweihe (28. Juni 1896), von dem die Großherzogin eine „Epoche“ zählte, den sie als Weilenzeiger für eine noch weite Strecke ansah . . . Ich habe mich in den letzten Tagen mit den Urkunden jener Schönen, reichen Zeit viel beschäftigt, und auch Sie sollen manches sehen, wenn Sie mich erst wieder im Archiv oder auf der Altenburg besuchen können; denn manches werthe Blatt ist, wie Klaus Groths Brief, mein persönlicher Besitz. Allein Urkunden lesen ist ein „zimmerhaftes“ Geschäft („zimmerhaft und eng“ hat Herder gesagt), und wir wollen bald, wieder in unsern „heiligen Hallen“ lustwandeln, von der edeln Frau uns unterhalten und von dem, was sie für die „deutsche Zunge“ getan hat — die Dranierin. Als Niederländerin dem Niederdeutschen näher verwandt, war sie besonders empfänglich für die Freude, dessen große literarische Vertreter in ihr Archiv eintreten zu sehen. So hat sie der Deutschen Schiller-Stiftung die Zuführung Fritz Reuters gedankt, und so den Eintritt Klaus Groths begrüßt, auch die Nachricht, daß er selbst noch, im Frühling 1897, nach Weimar zu kommen vorhabe. Gedachte er doch auch zugunsten ihres Archivs sich bei Emanuel Geibels Schwester zu verwenden. Glauben Sie nun noch, mein Verehrtester, daß von einem so planvoll entworfenen, fest gefügten Ausbau ein Stein werde herausgenommen, und so das Gefüge gelockert werden? —

Ich hatte dem Briefe, den ich freier Hand (Konzepte zu machen ist nicht meine Art) am 20. September 1896 an Klaus Groth schrieb — er war unlängst aus Italien heimgekehrt — ein Blatt der *Gingo biloba* beigelegt, des „Baumes aus Osten“ (Japan), der im Garten unsres

Fürstenhauses steht, ein Symbol des „zweieinigen“ Daseins
unsrer Großen, der Schutzgottheiten und Einwohner, die dem
Archive ihren Namen gegeben haben, und der „rechte Sinn“
des Naturbildes war dem Empfänger sogleich aufgegangen:

Ist es Ein lebendig Wesen,
Das sich, in sich selbst, getrennt?
Sind es zwei, die sich erlesen,
Daß man sie für Eines kennt?

Ihnen, lieber Freund, ist das wunderfame Laub längst
ein trautes Sinnbild. Der ausländische Gast prangt jetzt im
frischesten Grün; so gebe ich ein Blatt davon auch diesen
Zeilen zum Geleit. Möchte ihnen begegnen, was ich mit dem
Worte des jungen Goethe von Herzen wünsche: ein „freund-
licher Gesundheitsblick“!

Treulich

Ihr

B. Suphan.

N. S. Hier noch eine Beilage, auf daß dem Anfange das
Ende gleich sei:

Ein Gedicht Klaus Groths
in erster Gestalt.

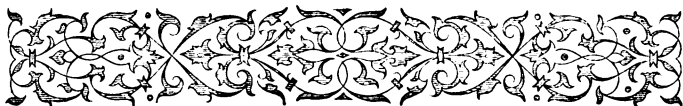
De Durken singt¹ er Morgensang,
De Klooken klingt dat Feld hentlang,
Int grüne Gras dar sitt ik dal²:
O klungn se of vaer³ mi enmal!

De Welt liggt dar in Harrlichkeit,
Min Hart is vull vun Trurigkeit;
Nu maegt de muntern Bageln singn,
Ik hör de Klooken truri klingn.

Ik hör de Klooken jümmer⁴ slan
Mi düch⁵ de Dag muß ünnergan,
Mi düch de düstre Nacht muß lam,
De deek min Kummer altofam.

Dresden, April 1857.

¹ Perchen singen ² nieder ³ für ⁴ immer ⁵ dünkt.



IV.

So hat das Autodafé, höre ich Sie sagen, in dem Klaus Groth, grausam wie manch anderer Poet, seine Papiere selbst vernichtet, doch nicht alles Ältere verzehrt? und ist hoffentlich ein und das andere handschriftliche Blatt, wie jenes zarte kleine Gedicht in die Fächer des Archivs gelangt? Ja und nein, wie man's nehmen will. Morgen vor sieben Jahren, am 1. Juni 1899 ist Klaus Groth gestorben. Zwei Jahre zuvor war die Großherzogin Sophie von uns geschieden. Er hatte dem ausgesprochenen Vorhaben keine Folge gegeben, auch von seinem Sohne vernahm man nichts, und ich habe mich für mein Teil immer nach einer Maxime der Herrin gerichtet, die das gerade Gegenteil ist von dem anderwärts gern geübten „Nütige sie herein zu kommen“. Aber von anderer Seite war schon im voraus die niederdeutsche Abteilung des Archivs mit dem erwünschten Vorrat versorgt worden. Friedrich Westermann, der Verleger der Braunschweiger „Illustrierten Monatshefte“, hatte kurz vor der Eröffnung des neuen Hauses eine reiche Spende aus dem Archiv seines Hauses, zumal aus den Manuskripten der „Monatsschrift“ der Fürstin als Festgabe dargebracht, wertvoll in jeglichem Betracht, besonders aber durch umfangreiche Stücke von Theodor Storm, Wilhelm Rabe und Klaus Groth. Von diesem das über zweihundert Blätter fassende Manuskript der Prosa-Erzählung „Um de Heib“, das mit seinen zahlreichen Umarbeitungen und Änderungen „den Anst, den keine Mühe bleichet“, ohne den kein ächtes Kunst-

werk zustande kommt, veranschaulicht. Klaus Groth zieht eine breite und tiefe Furche; die „Schwielen“, die er verbergen wollte, ehren ihn, und uns belehren sie, wie ja auf das „zum Besseren Arbeiten“ der guten Schriftsteller schon Goethe uns merken heißt und den bildenden Wert solcher höheren Stilbeobachtung hervorhebt. Überhaupt ist uns die Freundschaft der Verleger und der Herausgeber unserer großen Revuen in hohem Grade zugute gekommen. Wir danken der „Deutschen Rundschau“, zumal dem nie versagenden Interesse Julius Rodenbergs außer vielem anderen (Gottfried Keller, Konrad Ferd. Meyer, Geibel) auch Theodor Storms „Draußen im Heidedorf“. So findet der Besucher des Schillersaals um erlesene Stücke aus Fritz Reuters Nachlaß alles Verwandte gruppiert, und zur Seite Klaus Groths weiterhin eine Auswahl aus den Dichtungen des seelen- und kunstverwandten Eduard Mörike. Aus jenem Liebe der Verlassenen, das ich nicht umhin konnte meinem vorigen Briefe noch beizulegen, wird Sie, wie es mir erging, das tiefe Wehe angehaucht haben, das uns in Mörikes Gedicht ergreift:

Träne auf Träne dann
Stürzet hernieder;
So kommt der Tag heran;
O ging' er wieder!

Nun muß ich aber doch die Redlichkeit üben, die Sie hoffentlich bis jetzt nie an Ihrem Freunde vermißt haben. Ich habe von der Handschrift des Liebes keine Kunde; sie wird im Feuer aufgegangen sein. Aber das Gedicht ist uns an gutem Orte aufbewahrt worden, wo es (wie ich glauben muß) zu entdecken mir vorbehalten war. In einer Zeitschrift lobesan — wer sie kennt, wird ihr dies alte Ehrentitel vollauf zuweisen. Denn tatsächlich einen Ehrentitel in der literarischen Geschichte unserer Stadt, so wenig es auch äußeren Erfolges sich rühmen konnte, bildet das „Weimarer Sonntagsblatt“. Nur auf drei Jahrgänge hat es diese Wochenschrift gebracht; nach dem aber zu urteilen, was sie in diesen drei Jahrgängen dargebracht hat, wäre sie des kanonischen Alters, das man guten Zeitschriften

zuzusprechen pflegt, würdig gewesen. Treffliche Herausgeber und unter den poetischen Beiträgern die besten Namen: Hoffmann von Fallersleben, Otto Roquette u. a. Im dritten Bande steht der erste Akt von Alexander Kofks Trauerspiel „Das Regiment Madlo“, das löblicherweise auf unserer Hofsbühne heute gerade neu belebt und, wie ich hoffe, aus unverdienter Vergessenheit mit Erfolg ans Licht gebracht wird. In Nr. 39 dieses letzten Jahrgangs (27. September) aber steht ein frisches Dreiblatt Klaus Grothscher Lyrik, überschrieben: Mädchens Klage: 1. Di Nacht. 2. Morgen. 3. Ewig. Das erste und letzte Gedicht finden Sie im Zweiten Teil des Quickborn (Leipzig 1871) auf Seite 283 und 284, mit der Überschrift Ünnern Flederbom, dazwischen eingefügt noch drei Zweizeiler und — nur die erste von den drei Strophen, die ich Ihnen vorgelegt habe. Ich wünsche die Stunde herbei, die es mir ermöglicht, mit Ihnen gemeinsam die Feinheiten der nacharbeitenden Hand und die Liebesmühe des Künstlers zu betrachten, Gewinn und Verlust dabei abwägend; denn ohne Verlust geht es, wie wir immer mehr an Goethes Lyrik inne werden, bei solchem Erheben zu einer (wirklich oder vermeintlich) höheren Stufe nicht ab. Die Strenge, die der Dichter gegen sich und an den Kindern seines Geistes übt, ist bisweilen mehr für seinen Charakter bezeichnend als ein Gewinn auf künstlerischer Seite. Dahin gehört es nun auch, daß unser Dichter zwei Strophen abschneidet und nur eine, den Auftakt seines Liedes, für lebenswürdig erklärt. Auch darüber lohnt es sich nachzudenken, läßt sich lieblich-läßlich streiten. In Einem werden wir von vornherein einig sein: Klaus Groth ist in seiner Art und Kunst, wie Mörike, Goethe viel näher verwandt als Schiller. Aber er gleicht Schiller als energischer „Streicher“ im Verschneiden der Gewächse seines Gartens. „Ehret die Frauen! sie flechten und weben“ — von den sechzehn Strophen, mit denen dies Gedicht im Musen-Almanach für das Jahr 1796 prangte, hat Schiller sieben schließlich geopfert, sieben volle Locken schonungslos abgetrennt. Man darf dies starke Stück von Selbstkritik zur Vergleichung wohl heranziehen. Die drei kleinen Dichtungen stammen aus Klaus Groths schönsten Zeiten; sie

haben für uns überdies einen besonderen Wert als Denkmale seiner Berührung mit Weimar. Von Dresden aus, wo er Station machte auf der Reise, die ihn von Bonn über Leipzig nach Kiel zurückführte, hat er zu Weimar Beziehungen angeknüpft; ich vermute, Adolf Schöll ist es gewesen, dem er die drei Gedichte zur Herausgabe überlassen hat. Auf der Heimreise hat er hier nur kurzen Aufenthalt genommen und das Schloß, soviel ich weiß, nicht betreten. — —

Mir kommt, indem ich Adolf Schölls Namen nenne, eine Erinnerung: der verehrte Mann ist mein Führer gewesen auf meinem ersten Gange in den Park. Es war wohl im Jahre 1872. Ich hatte ihn aus der Bibliothek abgeholt. Wir schlugen den unteren Weg ein, an der Elm hin. Auf der ersten Strecke, bei der Naturbrücke, begrüßte er herzlich mit Handschlag einen begegnenden Freund: Friedrich Preller war es, der „Odyssee = Preller“. Ich wurde ihm vorgestellt; er sprach mit wenigen schlichten Worten davon, daß er eben die Aufforderung erhalten habe, sein Porträt in die „Uffizien“ (die Galerie der großen Maler) zu Florenz zu stiften. Am Altar mit der Schlange wieder ein kurzes Verweilen: nicht die leiseste Ahnung ist mir dort aufgestiegen, daß dem Genio huius loci, dem „Weimarer Gedanken“ mein künftiges Leben, meine ganze Kraft einst gehören sollte. Bei den zwei herrlichen Eschen, zwischen denen der Pfad hindurch geleitet ist — wie schlanke ionische Säulen steigen sie empor — hielt mein Begleiter wieder an: Goethe und Schiller, belehrte er mich, würden die Bäume von den Weimaremern genannt. Weiter zu den Stufen, die vom Römischen Hause herabsteigen. Er las mir mit seiner klangvollen Stimme die Inschrift, in der Goethe seinem Glauben an die Einheit von Natur und Gemüt den innigsten Ausdruck geliehen hat.

Ich habe den heiligen Weg am letzten Sonntag in der „heiligen Frühe“ wieder einmal beschritten. Die Natur lockt einen übergewaltig hinaus, der Wanderer „fühlt sich fürder gezogen“, und alsbald zur Ruhe im Grünen eingeladen. Wenige Hundert Schritte in der wonnigen Kühlung weiter und man steht auf einer wunderbaren Naturbühne: einem mäßigen Halb-

rund, zu dessen Fuß sich eine Matte ausbreitet mit sattem, reich beblütem Grün, der die Elm, als wäre auch sie vom Kunstgeiste belebt, die vollkommenste Form einer Glocke gegeben hat. Ein undurchbringlicher Schirm wölbt sich ob der runden Rampe. Zwei herrliche Bäume haben im Verein den köstlichsten Baldachin gewoben, eine Esche und eine Buche: die erste, in einem jener „Felsen“ wurzelnd, welche die „heilsamen Nymphen“ bewohnen, die zweite vorn über dem Rande der Wiese erwachsen. Und sie beide, die göttlichen Weberinnen, neigen sich tief auf die Wiese hinab, die eine weit vorgestreckt, als schöpfe sie mit smaragdener Schale; die andere legt „einen umarmenden Zweig“ um die Hüfte der Schwester. Zwei Maßholder schlingen ihr Geäst hindurch, traulich Dienenden vergleichbar. Hier „geseh' ich einen Traum“ — es erging mir ganz nach dem Worte Herrn Walthers von der Vogelweide. Die Baumgeschwister wurden mir zu Geistern unseres Dichterhains. So, wie diese Buche, die zum Lichte hinauf strebt, wie diese Esche, von dem Feuchten der „Glockenwiese“ gezogen, so ist die hochdeutsche, die niederdeutsche Dichtung erwachsen. Die Natur redet zu uns in schlichten, klaren Zeichen. —

„Die ihr Felsen und Bäume bewohnt, o heilsame Nymphen,“ — gebt auch dem Freunde, dem ich dies zugebracht habe und zusehnde, als schönstes Pfingstgeschenk den Trank aus der smaragdnen Schale — „allgegenwärt'gen Balsam allheilender Natur!“

Und so — ein gutes Fest!

Am letzten Mai.

Ihr

H. Suphan.





Literatur - Archive.

Ein Nachwort zu den Briefen über Fritz Reuter und Klaus Groth.

... Sie werden ihn nun die stille Alee hinantragen, die er so manches Mal, Freunden zum letzten Geleite, in erstem Sinnen betreten hat. Der Schmerzstiller ist an sein Lager getreten und hat aus der tiefblauen Schale den Trank ihm kredenzt, der den Wanderer zur letzten Fahrt erquickt. Was der redliche „Bote von Wandsbeck“ sagt — jedem ist der Vers bekannt — ist hier an der Stelle. Denn dieses Freundes Wesen war ganz in väterlich-brüderlichem Empfinden begründet. In seiner Nähe verstand man unmittelbar, was die Weisen sagen, daß Tugend Wissen, und die Wissenschaft im höchsten Sinne Sittlichkeit ist. Sein Nachruf soll lauten: Er liebte Weimar. Hier hatte er in Jugendkraft gewirkt; er war hieher, als in eine Heimat zurückgekehrt, als er der Amtsgeschäfte müde war; des Sinnens und Schaffens ist er nicht müde geworden. Er glaubte an den Beruf von Weimar, eine Pflegestätte deutscher Kunst und Wissenschaft zu sein. Diese Stadt, dies Gelände mit seinen sachten Höhen und dem „lieben Tal“ umging ihn mit einer Freundschaft, die etwas anderes ist als Freundschaft der Menschen. Vertraut und traulich hatte der Genius huius loci ihn „fest gebannt“. Er soll nun in Weimarer Erde ruhen. Es ist Otto Heine, von dem ich rede; vor seiner Einkehr hier Direktor der Ritterakademie in Brandenburg und, in diesem Amte, Mitglied des Domkapitels. In den ewigen Dom eingegangen eine Stunde vor Anbruch des Pfingstfestes.

Die Briefe, in denen ich Anliegen auszuwirken suchte, die in den letzten Wochen mich innerlichst beschäftigten, waren an ihn gerichtet ohne ein Vorgefühl baldiger Trennung. Nichts Weimarisches war ihm fremd; in seinem lebhaften Teilnehmen bewährte sich die Jugend seiner Seele. Mit ihm habe ich diese Dinge oft auf Spaziergängen durchgesprochen. Nach Goethes Vorgang versuche ich, „dem Tode zum Trutz“, unsere Unterhaltungen fortzuführen. Nur im Sinne wirksamer Fortsetzung gemeinsamen Daseins erscheint mir berechtigt, was einer der Frommen des alten Bundes zur Abwehr schwermütiger Trauer verlangt: „Höre auf, sein zu gedenken und tröste dich wieder über ihn, dieweil sein Geist von hinnen geschieden ist.“ Denn die wirksamen Gedanken, die uns beleben, diese überleben uns auch.

* * *

„Befestiget mit dauernden Gedanken!“ der Auftrag des Herrn an die Fürsten seines himmlischen Reiches ergeht immerfort an die bevorzugten Geister dieser Welt: sie gewahren und begreifen, „was in der Luft liegt“, sie verstehen es, das noch in unsicherem Schweben Befangene zu erfassen und planvoll zu verdichten. Man könnte auch sagen, zu dichten, denn jeder schaffende Geist ist ein Poet. An allem, was dauert „in Erbeschränken“, hat die Phantasie, der Kunstgeist teilgenommen. Dem so Geschaffenen wohnt die Eigenschaft bei, die Goethe in der Natur als „Solidescenz“ bezeichnet, die Tendenz, sich zu verfestigen. Es steht mir nicht an, mit schönen Reden die Fürstin zu preisen, der zu dienen mein Beruf und mein Glück geworden ist. Aber was jeder Einsichtige sieht, darf auch ich aussprechen: dem, was die Großherzogin Sophie geschaffen hat, „ist Beständigkeit verliehn“, ihren humanitären Stiftungen und nicht minder dem, was sie zum Frommen der nationalen Bildung getan hat. Sie hielt den Sinn aufs Ganze gerichtet. Sie nahm das Große groß, und so hat sie es zustande gebracht. Sie wußte und fühlte, daß des Menschen Geist darauf zielt, in seiner Sphäre ein

geordnetes Ganzes hervorzubringen. Und das ist das Gepräge und ist die Seele ihrer Schöpfungen.

Auf ein geordnetes Ganzes geht die Wissenschaft aus: sie strebt nach Vollständigkeit und, sofern sie sich zur Kunst erhebt, nach Vollkommenheit. Vergleichung ist ihr Mittel und Weg. Je reicher und vielseitiger der Stoff, je weiter und breiter das Feld, desto sicherer die Ergebnisse, die sie erreicht. „Nur die Fülle führt zur Klarheit.“ Archive sind in erster Linie wissenschaftliche Anstalten: auch das Goethe- und Schiller-Archiv hat, solange es im Schlosse geborgen war, also über zehn Jahre, lediglich still der Wissenschaft gedient, und erst seitdem ihm die Großherzogin am weit sichtbaren Orte den Bau errichtet, hat die Öffentlichkeit unmittelbaren Anteil und den Genuß des Anschauens seiner Schätze erhalten. Es versammelt um Goethe und Schiller die Literatur, die auf beiden beruht, und soweit es notwendig und angängig ist, diejenige, aus der die klassische Periode, „Weimar“, sich entwickelt und erhoben hat, Herder und Wieland selbstverständlich inbegriffen.

Als das Archiv der Großherzogin in seinem Goethe- und Schiller-Bestande formiert und dadurch das Beispiel aufgestellt war, ist der Gedanke, „Literatur-Archive“ zu errichten, alsbald lebhaft erörtert worden. Es war, irre ich nicht, schon im Winter 1889, als Wilhelm Dilthey, der Philosoph, Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften, ihn zum Thema eines öffentlichen Vortrages in der Gesellschaft für Literaturgeschichte zu Berlin machte. Er schlug, nach dem Vorbilde von Weimar, mehrere Sammelpunkte vor: Wittenberg für die Reformatorzeit, Berlin für Lessing, Fichte, Schleiermacher, Hegel und die verwandten Denker, Königsberg (vielleicht) für Kant und die Kantische Philosophie. Immer also war ein Preis gedacht mit festem, alles durchleuchtendem Kern und Mittelpunkt, und immer ein Ort, der seiner Lage nach zu bequemer Benutzung der Sammlungen einlud, ja aufforderte, der außerdem, soweit es der oberste Zweck gestattet, sich auf eine geschichtliche, in soweit auch naturgemäße Beziehung zu den Gegenständen berufen konnte.

Eine belebende und lebensfähige Idee! Nur heftet sich leider auch an die besten Ideen so leicht das Verkehrte, das ihren Sinn und Zweck vereitelt. Man denke sich in Wittenberg das Archiv der Reformations-Literatur, vielleicht „Luther- und Melanchthon-Archiv“ benannt. Soll nun daneben Greifswald ein Johann Bugenhagen-, Nordhausen (meine liebe Vaterstadt) ein Justus Jonas-, Bretten ein eigenes Melanchthon-Archiv errichten? und auf den Heimattitel hin noch das an rechter Stelle schon geborgene Handschriften-Gut für sich einheimsen? Wohin sollte das führen? An den großen Sammelpunkten und „Stapelorten“ ein gegliederter Organismus; und der sollte nun, einer falsch angewandten Heimatsliebe, zergliedert und entgliedert werden?

Sabt ihr mir den Finger bloß genommen?

Nein, beim Kuckuck! ich bin um die Hand gekommen!

heißt es da, wie in „Wallensteins Lager“, und dort geht auch die richtige Maxime gleich voran:

Sa, im Ganzen, da sitzt die Macht!

Die Hand, die zur rechten Zeit und Gelegenheit zugreift, das wirkende Prinzip, meine ich, wäre gelähmt, wenn man Literatur-Archive zu Landschafts- und Vaterstadts-Archiven machen wollte. Ganz abgesehen davon, daß die großen Dichter und Denker sich meistens beizeiten eine zweite Heimat gesucht haben. Schon im alten Griechenland hat dies Wandern angefangen, seit Aischylos und Euripides, und Poseidonios, der große Historiker und Enzyklopädist, nahm ja von seinem zweiten Vaterlande, der Insel Rhodos, sogar den Herkunftsnamen an.

Doch ich will im Lande bleiben. Bis jetzt hat nur Württemberg mit seinem „Schwäbischen Archiv“, das sich an das „Schiller-Museum“ in Marbach angliedert, etwas Lebensfähiges geschaffen, an dem jeder Deutsche seine Freude hat. Daß unser volkstümlichster Dichter an zwei Stellen sein Heiligtum hat, ist recht und schön, und Schwaben mit seiner von der ersten goldenen Zeit unserer Poesie an so reichen Literatur hat das volle Anrecht auf sein Archiv, denn es hat das Zeug dazu.

Erfreulich ist es, aus dem gleichen und doppelt aus nationalem Grunde, daß Wien einen Anfaß zu einem österreichischen Archive gemacht hat. Auf den Ort kommt es an — ich wiederhole das homerische Wort — auf die „weithin sichtbare Stätte“. Dichter = Museen, welche die Bildnisse unserer Großen und unserer Lieblinge enthalten, dazu alle Denkmäler und Denkmälchen ihres Daseins bis auf Schreibfedern, Dosen und Tabakspfeifen, die mag man an ihren Geburtsorten bauen und schmücken; sie sollen das Persönliche aufbewahren, das am Örtlichen haftet. Aber der schaffende Geist gehört der Allgemeinheit an.

Ich hatte einen besonderen Anlaß zu diesen „Beherzigungen“. Meine Sorge galt und gilt der „Niederdeutschen Abteilung“ des Goethe- und Schiller-Archivs. Sie reicht von Matthias Claudius bis zu Klaus Groth und Fritz Reuter. Kein Stück, kein Glied darf darin fehlen.

6. Juni 1906.



U
6 643



Weimar. — Hof-Buchdruckerei.

